Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 258. Bromberg, den 10. November 1933



Lutherlied

Von Conrad Ferdinand Meyer

Ein Knabe wandert über Land
In einem schlichten Volksgewand,
Gewölke quillt am Himmel auf,
Er blickt empor, er eilt den Lauf,
Stracks fährt ein Blitz mit jähem Licht
Und raucht an seiner Ferse dicht —
So ward getauft an jenem Tag
Des Bergmannssohn vom Wetterschlag.

Schmal ist der Klosterzelle Raum,
Drin lebt ein Jüngling dumpfen Traum,
Er fleißigt sich der Möncherei,
Daß er durch Werke selig sei.
Ein Vöglein blickt zu ihm ins Grab,
„Luthere", singt's, wirf ab, wirf ab!
Ich flatt're durch die lichte Welt,
Derweil mich Gottes Gnade hält".

In Augsburg war's, daß der Legat
Ein Mönchlein auf die Stube bat,
Er war ein grundgelehrtes Haus,
Doch kannt er nicht die Geister aus.
Des Mönchleins Augen brannten tief,
Daß er: „Es ist der Dämon!" rief —
Du bebst vor diesem scharfen Strahl?
So blickt die Wahrheit, Kardinal!

Jetzt tritt am Wittenberger Tor
Ein Mönch aus allem Volk hervor:
Die Flamme steigt auf seinen Wink,
Die Bulle schmeißt hinein er flink,
Wie Paulus schlenkert in den Brand
Den Wurm, der ihm den Arm umwand,
Und über Deutschland einen Schein
Wie Nordlicht wirft das Feuerlein.

In Worms sprach Martin Luther frank
Zum Kaiser und zur Fürstenbank:
„Such, Menschenherz, wo du dich labst!
Das lehrt dich nicht Konzil noch Papst!
Die Quelle strömt an tiefrem Ort:
Der lautre Born, das reine Wort
Stillt unsrer Seelen Heilsbegier —
Hier steh ich und Gott helfe mir!"

Herr Kaiser Karl, du warst zu fein,
Den Luther fandest du gemein —
Gemein wie Lieb und Zorn und Pflicht,
Wie unsrer Kinder Angesicht,
Wie Hof und Heim, wie Salz und Brot,
Wie die Geburt und wie der Tod — —
Er atmet tief in unsrer Brust,
Und du begrubst dich in Sankt Just.

„Ein feste Burg' — im Lande steht,
Drin wacht der Luther früh und spät,
Bis redlich er uns Spruch um Spruch
Verdeutscht das liebe Bibelbuch.
Herr Doktor, sprecht! Wo nahmt Ihr her
Das deutsche Wort so voll und schwer?
„Das schöpft ich von des Volkes Mund,
Das schlürft ich aus dem Herzensgrund".

Herr Luther, gut ist Eure Lehr,
Ein frischer Quell, ein starker Speer:
Der Glaube, der den Zweifel bricht,
Der ew'gen Dinge Zuversicht,
Des Heuchelwerkes Nichtigkeit!
Ein blankes Schwert in offnem Streit! —
Ihr bleibt getreu trotz Not und Bann
Und jeder Zoll ein deutscher Mann.

Luther als Mensch.

Zu seinem 450. Geburtstage am 10. November.

Der lebt am allerbesten, der sich selbst nicht lebt,
und der lebt am allerärmsten, der sich selbst lebt.

Luther.

Eines Abends sah der Doktor Luther ein Vöglein in einem Baum sitzen und sich für die Nachtruhe vorbereiten, da sprach er: „Dies Vöglein hat sein Nachtmahl gehalten und will hier sein sicher schlafen, bekümmert sich um gar nichts, noch sorgt es für den morgigen Tag oder die Herberge . . . es sitzt auf seinem Zweiglein zufrieden und läßt Gott sorgen."

Ganze Tage nahm Luther nichts weiter zu sich als Salz und Brot und ein wenig Bier, ohne von seinem Schreibpulte aufzustehen. Melanchthon erzählt von ihm: „Ich habe gesehen, daß er zu Zeiten in vier ganzen Tagen, wenn er gesund war, nichts gegessen oder getrunken hat oder nur ein wenig Brot und einen Hering genoß".

Luthers Freigiebigkeit war groß, noch größer war seine Uneigennützigkeit; mit Luthers Schriften trieben griechische Kaufleute Handel bis nach Konstantinopel, Luther aber bekam nichts für sein Schreiben; er verschenkte es an die Buchhändler, und als man ihm anbot, daß man ihm jährlich 400 Taler dafür bezahlen wolle, lehnte er das mit den Worten ab: „Meine Gaben will ich nicht verkaufen. Ich habe genug, gottlob . . . Ich habe mein Leben lang kein Exemplar verkauft, noch für Geld (vor den Studenten) gelesen. Will auch, wills Gott, den Namen mit ins Grab nehmen."

Im Jahre 1542, also wenige Jahre vor Luthers Tode, hatte der Kurfürst befohlen, die liegenden Güter des Reformators von der drückenden Türkensteuer freizulassen. Luther wollte das nicht annehmen und sagte: „Ich möchte mit meinen Pfennigen auch gern bei dem Türkenzuge sein, und zwar bei denen, die willig beitragen. Denn der Unwilligen sind genug. Ich wollte auch gern ein gut Beispiel geben, dem Neid begegnen und andere aufmuntern, wenn sie sehen, daß D. Martinus auch mitsteuere. Ich hoffe, es würden die Groschen, die ich und andere Gehorsame mit freudigem Gemüte beitragen, Gott nicht minder gefallen, als der Witwen Scherflein, und besser als die Dukaten, welche die Reichen mit Unwillen erlegen. Ja, wenn es mein alter, schwacher Leib litte, so möchte ich lieber selbst mit zu Felde ziehen. Indessen habe ich mein Gebet mit dem Kirchengebet längst vereinigt.

Ein um seines Glaubens willen Vertriebener sprach unseren Luther einst um eine Gabe an. Da Luther nur einen Joachimstaler in seiner Tasche hatte, den er lange aufgespart hatte, rief er nach kurzem Bedenken: „Joachim, heraus, der Heiland ist da!" — Und als ein armer Student ihn um Reisegeld bat, er aber nichts Rechtes zu geben hatte, griff er nach einem geschenkten Silberbecher. Frau Käthe machte freilich ein saures Gesicht dazu, aber Luther drückte den Becher rasch zusammen und gab ihn dem Studenten, damit er ihn beim Goldschmied versilbern möchte.

Als Melanchthon einst während der Mahlzeit an einer seiner Schriften schrieb, nahm ihm Luther die Feder aus der Hand und sagte: „Man kann Gott nicht nur mit Arbeit, sondern auch mit Feiern und Ruhen dienen. Darum hat er uns eben einen Feiertag gegeben."

Luther liebte den Humor über alles und sagte gelegentlich: „Wenn unser Herrgott keinen Spaß verstünde, so möchte ich nicht in den Himmel". — Fiel ihm jemand in die Rede, dann meinte er scherzend: „Zwei können wohl miteinander singen, aber nicht reden".

Ein Engländer, der bei Luther speiste, ließ im Gespräch einfließen, daß er Deutsch lernen wolle. — „Ich will Euch mein Weib zum Sprachmeister geben", sagte Luther, „sie wird Euch die deutsche Sprache fein lehren. Denn sie ist sehr beredt und kann es so fertig, daß sie mich damit weit übertrifft."

Daß Luther ein großer Musikfreund war, ist wohl allen bekannt. Täglich wurde bei ihm musiziert, und er selbst erinnerte sich des großen Eindrucks, den die Musik auf ihn gemacht hatte, als er im Kloster war. Sein Leib war schwach, weil er keine Speise zu sich nahm. Da ließen sie Knaben vor die Zelle treten und singen. Das war das beste Heilmittel für die gequälte Seele des Gottsuchers. Durch Musik kam er wieder zu sich und an ihr fand er später stets weidliche Freude.

Luther war unerschrocken wie wenige Menschen; er verachtete alle, die sich durch Drohen einschüchtern ließen. Kam ihn auch Furcht an, so überwand er die Furcht. Bei der Pest-Epidemie im Jahre 1516 schrieb er einem Freunde, der ihn aufforderte, aus der Stadt zu fliehen: „Ich hoffe, daß die Welt nicht einfallen wird, wenn der Bruder Martinus fällt".

Die Arbeitskraft Luthers war ungeheuer. Im Jahre 1521 schrieb er 20 Schriften (985 Seiten), übersetzte ein Buch ins Deutsche, begann mit der Übersetzung des neuen Testaments, — schrieb viele Briefe, war dabei 5 Wochen auf Reisen und sehr oft krank. — Im Jahre 1523 verfaßte er 24 Schriften, 150 Predigten, eine Vorlesung über 247 Seiten, vollendete die Übersetzung der fünf Bücher Moses und schrieb zahlreiche Briefe, von denen noch 112 erhalten sind. Dabei war er vierzehn Tage durch eine Reise verhindert und litt an Kopfschmerzen. Das soll ihm mal einer nachmachen!

Und nun zum Schluß ein treffliches Wort von Luther: „Fall hin und her, verzweifle nur nicht, und steh wieder auf!"

H.

Luther und die Kinder.

Es ist bekannt, daß Martin Luther mit Katharina von Bora ein vorbildliches Familienleben geführt hat. Luther war ein Kämpfer in der Welt, zu Hause war er Vater und Freund. Er war weder ein Schulmeister noch ein Dozent. Er erzog seine Kinder in seiner Art und in seiner Sprache. Die Briefe an sein „liebes Hänsichen" und seine Tischgespräche legen beredtes Zeugnis davon ab.

Auch in seinen Schriften hat Luther wiederholt zur Frage der Kindererziehung Stellung genommen. Als er im Jahre 1524 an die Ratsherren aller Städte deutschen Landes einen offenen Sendbrief schickte, „daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen", hat er bei aller Betonung der Aufgabe der Schule auch auf die Pflichten der Eltern verwiesen, indem er sich auf Moses berief, der bereits gesagt hat: „Frage deinen Vater, der wird dirs sagen, die Alten werden dirs zeigen." In dem gleichen Sendschreiben rechnet er unter die äußersten Sünden der Welt, „die greuliche Strafe verdienen", vor allem die, „die wir an den Kindern tun, daß wir sie nicht ziehen." Und schließlich fragt er: „Warum leben wir Alten anders, denn daß wir des jungen Volkes warten, lehren und erziehen."

Noch klarer, ja ursprünglicher hat sich Luther sechs Jahre später in dem „Sermon, daß man solle Kinder zur Schule halten, geäußert: „Also ist des weltlichen Regiments Werk und Ehre, daß es aus wilden Tieren Menschen macht und Menschen erhält, daß sie nicht wilde Tiere werden." Bei aller Liebe und bei allem tiefsten Verständnis für die Seele des Kindes war er doch nicht blind gegen gelegentliches Zugreifen: „Wo es Not tut, muß man auch einmal einen eichernen Butterwecken als geistige Salbe nehmen, denn ein Kind kann des Zuchtmeisters nicht entbehren, sondern muß ihn haben, daß er es strafe, unterweise und zum besten ziehe. Wo ein Kind ohne diese Zucht wäre, würde nichts Gutes aus ihm, sondern es müßte verderben."

Als eine der schönsten Unterweisungen hat Luther von jeher die Musik angesehen, die er gleichwertig neben die Sprache, Geschichte und Mathematik stellte. Luthers Bild mit der Laute in der Hand im Kreise seiner Familie ist weltbekannt geworden. Er hat, auch rein musikalisch genommen, uns mit einer Reihe der einfachsten aber auch erhebendsten Melodien beschenkt. Wenn wir in wenigen Wochen wieder Weihnachten feiern und eines der herrlichsten deutschen Weihnachtslieder singen: „Vom Himmel hoch, da komm ich hier", dann wollen wir uns dessen erinnern, daß Martin Luther Worte und Weise für seine Kinder schuf und uns damit noch nach vier Jahrhunderten ein Lied schenkte, das in die Tiefen der deutschen Seele dringt.

R. K.

An seinen Sohn Hans.

Coburg, den 19. Juni 1530.

Gnad und Friede in Christo, herzlieber Sohn. Ich höre sehr gern, daß du wohl lernest, und fleißig betest. Thu ihm also, mein Söhnichen, und fahre fort: wenn ich heim komme, so will ich dir ein schön Jahrmarkt mitbringen.

Ich weiß einen hübschen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an, und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen; singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlin mit gülden Zäumen und silbern Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß der Garten ist: weß die Kinder wären? Da sprach er: es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther, möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schönen Äpfel und Birn essen möchte, und solche feine Pferdlin reiten, und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: wenn er gern betet lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen, und mit kleinen Armbrüsten schießen.

Und er zeigt mir dort eine schöne Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht, da hingen eitel güldne Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gessen hatten: darumb konnte ich des Tanzes nicht erharren, und sprach zu dem Mann: Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das alles meinem lieben Söhnlein Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein, gehe hin, und schreibe ihm also.

Darumb, liebes Söhnlin Hänsichen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten: so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiemit bis zu dem allmächtigen lieben Gott befohlen, und grüße Muhmen Lenen, und gib ihr einen Kuß von meinet wegen.

Dein lieber Vater

Martinus Luther.

Martin Luthers Nachkommen.

Gegenwärtig über 500 Lutheriden

In der Septembermitte fand in Eisleben eine Luther-Gedenkfeier statt, die sich u. a. auch dadurch auszeichnete, daß ein großer Teil der gegenwärtig lebenden Nachkommen Luthers sich in der dortigen Kirche versammelten und ihnen ein Pfarrer, dessen Stammbaum ebenfalls auf Martin Luther zurückgeht, die Festpredigt hielt. Die Bilder, die von diesem Festgotesdienst veröffentlicht wurden, zeigen jedoch nur einen Teil der gegenwärtigen Nachkommenschaft Luthers. Vor einigen Jahren hat Pfarrer Otto Sartorius in Dankelshausen, der auch ein Nachkomme Luthers ist, eine Schrift über die gegenwärtige Generation der Luther-Nachkommen erscheinen lassen, in der er auf 485 Personen kam. Die meisten stammen von Paul Luther, dem Sohn Martin Luthers ab, der mit Anna von Werbeck vermählt war. Aber auch von der jüngsten Tochter Luthers, Margarete, die mit Georg von Kunheim vermählt war, läßt sich eine große Zahl von Abkömmlingen nachweisen. In der Hauptsache leben die heutigen Nachfahren Luthers im Stammland ihres Urahnen, in Thüringen und in der Provinz Sachsen. Die Übrigen sind über ganz Deutschland verbreitet. Mit der Zahl 500, auf die die heutigen Nachkommen Luthers inzwischen angewachsen sein dürften, ist ihre wirkliche Anzahl zweifellos noch nicht erschöpft. Pfarrer Sartorius ist bei seinen Familienforschungen auf eine ganze Reihe von bisher unausgefüllten Lücken gestoßen. Außer den Nachkommen des Reformators selbst gibt es noch viele Träger des Namens Luther, die entweder auf Jakob Luther, den Bruder Martin Luthers, oder auf Hans Luther, seinen Oheim, zurückgehen. Naturgemäß sind die Feststellungen, die sich über eine Zeit von 450 Jahren erstrecken, außerordentlich schwierig. Bei dem neuen Aufschwung, den die Familienforschung jetzt erfreulicher Weise genommen hat, werden die Nachforschungen nach weiteren Nachkommen Luthers zweifellos auf größtes Interesse stoßen.

Der bekannteste Luther-Namensträger der Gegenwart ist der deutsche Botschafter in Washington, der frühere Reichsminister, Reichskanzler und Reichsbankpräsident Dr. Luther. Nach der Familienüberlieferung stammt er von einem Bruder Martin Luthers ab. Da ihm aber urkundliche Nachweise nicht zur Verfügung stehen, kommt möglicherweise auch die Abstammung von einem Onkel des Reformators in Betracht.

Senator Borah, ein Verwandter von Luthers „Käthe?"

Der in der amerikanischen Außenpolitik wiederholt in bemerkenswerter Weise hervorgetretene Senator Borah, der immer mit schönem Bekennermut gegen den Unsinn der finanziellen und territorialen Bestimmungen des Versailler Vertrages protestierte, ist in seiner Ahnenreihe letzten Endes deutscher Abstammung. Borahs Vorfahren sind aus jener Gegend Deutschlands nach Amerika eingewandert, in der die Familie der Gattin Martin Luthers, die bekanntlich eine Bora war, ansässig gewesen ist, und man vertritt in den dem Senator nahestehenden Kreisen die These, daß er ein Nachkomme jener Boras ist. Das „h" ist drüben dem Namen später angefügt worden.

Von des Teufels Tyrannei wider die Eheleute.

„Man lieset in den Historien", sagete Doctor Martinus Luther, „daß zwei junge Eheleute sich mit einander von Herzen lieb hatten gehabt und gar wohl vertragen. Nu hätte sie der Teufel gerne uneins gemacht, daß sich dieselben Eheleutlein nicht hätten so lieb gehabt, und kömpt zu einer alten Huren, zu einem bösen wäschhaftigen Weibe, und beut derselben ein roth Paar Schuhe an, wo sie würde die Eheleute uneins machen. Die alte Vettel nimpts an, und kömpt erstlich zum Manne, und spricht: Höre, dein Weib tracht dir nach deinem Leben. Der Mann spricht: Das kann nicht wahr sein, ich weiß, daß mein Weib mich herzlich lieb hat. Nein, spricht das alte Weib, sie hat einen andern lieb und will dich erwürgen. Und machet also, daß der Mann sich für der Frauen fürchtet und alles Böses besorget. Bald gehet die alte Vettel auch zu des Mannes Weib, und spricht: Dein Mann hat dich nicht lieb. Da nu das Weib antwortet und saget: Ei, ich hab einen frommen Mann, ich weiß, daß er mich liebet! Da spricht die alte Vettel: Nein, er will eine Andere nehmen; darumb so komme ihm zuvor, nimm ein Schermesser, stecke unter das Kissen und erwürge ihn! Das Weiblein gläubets, gewinnet ein Argwohn, das tolle arme Närrichin, zum Manne, gläubet dem alten bösen Sacke. Der Mann ist dem Weibe hart, und da er erfähret von der alten Huren, daß sein Weib ein Schermesser unter dem Kissen versteckt hat, da wartet er, bis das Weib einschläft, findet das Schermesser und erwürget das Weib. Da kömpt das alte Weib zum Teufel und fordert das rothe Paar Schuhe. Der Teufel reicht ihr die Schuhe an einer langen Stangen, furcht sich fur ihr, und sprach: Nimm hin, du bist ärger denn ich! Das macht die böse Zunge des alten Weibes und daß Mann und Weib leichtlich böser Rede gegläubet, das sie nicht sollten gethan haben. Darumb heißt es, daß Eheleute in ihrem Ehestande fleißig beten sollen.

Was thun die bösen Zungen der Juristen, die da die Leute auch in einander hetzen? Wie wirds ihnen gehen? Sie werden auch ein roth Paar Schuh bekommen."

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

(11. Fortsetzung.) ———

„Aber das ist doch unmöglich! Eine Verwechslung muß vorliegen. Ich wohne doch . . .“

„Mühlstraße 40, wollen Sie sagen. Ganz recht: dort haben Sie gewohnt. Inzwischen hat sich aber vieles geändert. Ich will Ihnen alles erklären.“

„Nein, danke! Wo ist mein Mann? Er muß erklären! Warum — — ist er nicht hier? Ich verstehe nicht —“ Sie blickte gespannt auf Freese, gleichsam bereit, im nächsten Augenblick zur Türe hinauszulaufen.

„Mit zwei Worten läßt sich das nicht sagen. Wenn Sie mich aber anhören wollen . . .“

„So reden Sie, reden Sie, damit ich endlich weiß, woran ich bin!“

Freese bat sie, Platz zu nehmen. Sie saß da wie ein gefangenes edles Tier.

Er berichtete so knapp er konnte, die Vorgänge vom Abend seiner Ankunft: sein Erlebnis mit dem Mann, der in die Spree gesprungen war, die eigene Rettung, die darauffolgende Verwechslung und die weiteren Folgen, wie er in das Atelier eingedrungen war und unter welchen Umständen er dort sie, Sylvia Stuckering, vorgefunden hatte. Er erörterte schließlich die Erbschaftsgeschichte und versuchte, ohne Beschönigung sein eigenes Verhalten zu erklären.

Als er geendet, blieb sie stumm. Dann, sich plötzlich zusammenraffend, erklärte sie: „Nein, so kann das nicht gewesen sein! Ich weiß nicht, was geschehen ist — aber das ist unmöglich!“

Freese holte als Beweise den Rock hervor, die Brieftasche, den Paß. Und er zeigte den Zeitungsausschnitt, der den Fall schilderte.

Sie erwies sich gefaßter, als er erwartet hatte. „Also ist Georg tot?“ sagte sie; kaum daß ihre Stimme ein wenig bebte.

„Leider ist daran nicht zu zweifeln. Er wollte ja nicht gerettet werden.“

„Ich verstehe das nicht.“ Sie versank in Schweigen, in sich gekauert, fröstelnd, die Miene erstarrt. Er wagte nicht, sie zu stören.

Nun hörte er wie sie, fast für sich, leise sagte: „Und was jetzt?“

„Sie können jetzt das vollenden, was ich für Sie angebahnt habe“, meinte er. „Und ich setze meinen Weg dort fort, wo ich ihn an jenem Abend verlassen habe.“

Unmerkliches Achselzucken. „Ich bin Ihnen Dank schuldig. Sie haben mir wahrscheinlich das Leben gerettet. Und Sie haben, wie Sie sagen, auch meinen Mann retten wollen . . .“

Er horchte auf. Dieses „wie Sie sagen“ klang so, als ob sie ihm keinen vollen Glauben schenken könne. Zweifelte sie an seinen Worten? Dachte sie vielleicht, daß er irgendeine Schuld am Tode ihres Gatten trug? Du lieber Himmel, wie sollte er dazu gekommen sein, einen wildfremden Menschen, von dem er nicht das geringste wußte . . .? Oder argwöhnte sie, daß er vorher von dem Millionensegen etwas erfahren und daraufhin sich an die Stelle Stuckerings gesetzt habe.

Er war auf manches gefaßt gewesen, darauf aber nicht. Er erhob sich ruhig, bezwang jedes heftige Wort. „Ich räume das Feld!“ entschied er. „Alles, was wir noch zu besprechen haben, läßt sich auch schriftlich erledigen. Vor allem die Abrechnung, meine ich.“

„Sie wollen gehen —?! Verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht kränken —“ Sylvia sah erbarmungswürdig hilflos und elend aus in diesem Augenblick. Erst jetzt wurde offenbar, wie schonungsbedürftig sie noch war. Ernst forschend hing ihr Blick an Freeses Gesicht. „Sie müssen doch verstehen, das ist alles so — so rätselhaft und überraschend für mich.“ Daß er stolz das Feld räumen wollte, damit hatte sie nicht gerechnet. Seine Haltung gab ihr mehr Vertrauen.

Freese lächelte ergriffen und beruhigend. „Ich kann gut verstehen, wie schwer es Ihnen wird, sich plötzlich in einer ganz neuen Situation zurechtzufinden.“

„Wenn Sie mich hier allein lassen, ich wüßte mir nicht zu helfen —“

„Ich stehe Ihnen selbstverständlich ganz zur Verfügung, wenn Sie nicht etwa Freunde haben, die Ihnen an meiner Stelle behilflich sein können. Das wäre natürlich für beide Teile besser. Meine Aufgabe hier ist erfüllt. Im übrigen mußte ich ja darauf vorbereitet sein, daß Sie die Rolle, die ich hier gespielt habe, so sehen, — wie es der Fall ist.“

„Ich habe keine Freunde —“ sagte Sylvia bitter. Sie überlegte krampfhaft und wieder suchte sie in Freeses Gesicht zu lesen. Das Ergebnis dieser stummen Prüfung schien sie zu beruhigen.

„Ich sagte schon, ich stehe Ihnen zur Verfügung. Aber vergessen Sie nicht, hier hält man mich für Georg Stukkering, hält man mich für Ihren Mann. Eigentlich ohne mein Zutun hat sich alles so entwickelt, und ich habe mitgetan. Wie hätte ich Ihnen sonst dienlich sein können? Sie waren ja selbst nicht in der Lage, Ihre Interessen wahrzunehmen. Jetzt ist vor allem das zu bedenken: Ihr Gatte ist — wie wir leider annehmen müssen — tot. Sie sind seine Rechtsnachfolgerin, seine Ansprüche gehen auf Sie über. Aber nur, wenn er wirklich tot ist.“

Es fiel ihr schwer, darüber zu sprechen. „Sie sagten doch selbst, daß Sie nicht daran zweifeln?“

„Das genügt nicht. Man müßte die Leiche finden und die Identität feststellen. Erst dann kann die amtliche Todeserklärung erfolgen. Es ist nicht sicher, ob man die Leiche findet. So viel ich weiß, ist es noch nicht geschehen. — Nun, vorläufig habe ich als „Georg Stuckering“ die Erbschaftsansprüche geltend gemacht.“

„Glauben Sie denn an diese Hinterlassenschaft?“ warf sie zweifelnd ein.

Freese zuckte die Achseln. „Ich persönlich habe selbstverständlich keine Anhaltspunkte, woher denn auch? Ich hoffte, Sie wüßten vielleicht Näheres. Es ist doch nicht unmöglich, daß irgendein Stuckering einmal ausgewandert ist. Hat Ihr Gatte nie davon gesprochen?“

„Doch!“ bestätigte sie lebhaft. „Mein Mann hatte in Deutschland keinerlei Angehörige mehr, aber ein Onkel seines Vaters soll wirklich irgendwo im Ausland existiert haben. Den kannte er aber nicht . . .“

„Famos! Da haben Sie ja die besten Aussichten!“

Sylvias Gedanken wandten sich aber schon wieder anderem zu. „In der Zeitung stand kein Wort von mir? Konnte denn das verborgen bleiben?“

„Eigentlich ja! Den Leuten gegenüber habe ich geschwiegen und nur erwähnt, Sie seien erkrankt. Dem Arzt von der Rettungsstation sagte ich, es sei ein Selbstmordversuch. Damit war die Sache erledigt.“

„Und Sie selbst . . . waren anderer Ansicht?“

Freese nickte. „Allerdings! Ich war der Überzeugung und bin es noch jetzt, daß ein Doppelselbstmord geplant war. Ihr Gatte sollte zuerst auf Sie schießen, was auch geschah. Er hielt Sie für tot, verlor den Mut und verlor den Kopf. Erst später hat er dann auf andere Weise den Tod gesucht. Ich glaube, daß es so gewesen ist.“

Die Erinnerung an das, was sie erlebt, hielt sie in einem Schauer tiefster Erregung. „Wir standen vor dem Nichts! Wir wußten nicht weiter. Es blieb nichts anderes übrig. Wir haben tagelang darüber gesprochen, ich war schon halb von Sinnen und schließlich war ich mit allem einverstanden.“

Freese kehrte ihr den Rücken zu und starrte zum Fenster hinaus auf die Baumwipfel, um sie nicht ansehen zu müssen. Ihr Anblick verwirrte ihn und ihr Schicksal erschütterte ihn.

Sie fuhr fort: „Es ist so grauenhaft! Sie müssen wissen, daß Georg von Haus aus ungemein ehrgeizig gewesen ist. Nur, er war unfähig, für sich etwas zu tun, er verstand es nicht im geringsten, sich in Szene zu setzen.“

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.